

**„Nach Gottes Bild geschaffen“  
Zum Themenjahr „Reformation – Bild und Bibel“**

**Bericht des Landesbischofs  
der Evangelischen Landeskirche in Württemberg  
Dr. h.c. Frank Otfried July  
vor der Landessynode am 24.11.2014**

**Sperrfrist 24.11.2014**

**13.30 Uhr**

Es gilt das gesprochene Wort.

Änderungen vorbehalten.

Anmerkung:

Die kursiv gedruckten Wortblöcke gehören zum Bericht,  
werden aber nicht mündlich vorgetragen.

## 1. Einleitung

Es sind Bilder, die mir nicht mehr aus dem Kopf gehen wollen: Jener Reporter, der im orangenen Sträflingsanzug à la Guantanamo vor die Kamera gezerrt wird, um kurze Zeit später von jenen Mördern im schwarzen Gewand enthauptet zu werden.

Jene Kinder, die mit ihren Müttern im überfüllten Flüchtlingslager des lutherischen Weltbundes sitzen und mit weit aufgerissenen Augen in eine Wirklichkeit schauen, die sie noch nicht richtig verstehen können.

Attentate, Bombenkrieg, Raketenterror, Überschwemmungen, Erdbeben: Immer schneller scheint der Kreislauf der Bilder zu werden. Sie werden uns in der Vielgestalt der medialen Kommunikation unserer Zeit übermittelt. Sie wühlen uns auf, sie berühren uns, sie lassen starke Emotionen aufkommen und doch fühlen wir uns oftmals hilflos, ratlos und wollen irgendwie was tun, um es zu ändern, um zu helfen.

Gewalt und Machtlosigkeit sind in diesen Momenten nahe beieinander. Mancher Appell, manche Information und Aktion kommen aus dieser Situation heraus. Es gibt Bilder, die vergehen in der Bilderflut unserer Tage, ähnlich wie die Momentaufnahme, der Schnappschuss auf dem Handy. Und es gibt Bilder, die graben sich tief ein, Jahrhundertbilder:

Die Fotos der brennenden Türme des World-Trade-Center sind längst politische Ikonen des beginnenden 21. Jahrhundert geworden. Und wir kennen andere Jahrhundertbilder und auch sie haben sich tief in unser Bildgedächtnis eingegraben: Das nach einem Napalmangriff durch die Felder Vietnams laufende Mädchen, der fallende Soldat im spanischen Bürgerkrieg, aber auch die Menschen, die auf der Mauer in Berlin tanzen, der erste Mensch auf dem Mond. Fotografien, Medienbilder. Epochenbilder. In allen diesen Bildern ist ein Moment eingefangen, der über sich hinauszuweisen scheint. In diesem Bild zeigt sich der Beginn neuer Entwicklungen oder die ganze Dramatik eines Augenblicks. Und diese Bilder haben Macht. Sie schreien ihre Botschaft förmlich heraus.

Neben diesen außergewöhnlichen Bildern gibt es auch andere, alltägliche Bilder: Wir sind in unserer heutigen Welt von Bildern umgeben, wir machen uns Bilder, wir machen Bilder, wir haben Bilder, wir lassen neue entstehen. Bilder sind in die Wirklichkeit unseres Lebens hineinverwoben, sie sind Teil unseres Lebens, sie „bilde(r)n“ unser Leben. Die mediale Welt von heute produziert ständig Bilder, wirkmächtige und weniger wirkmächtige. Diese Bilder können manchmal künstliche, manipulierte Bilder sein, andere wollen erlebte Wirklichkeit wiedergeben und wieder andere zeigen einen ganz bestimmten Ausschnitt. Und immer stehen diese Bilderwelten in fruchtbarer Spannung zu unserem Glauben. Wann stellen Bilder eine Gefahr für unseren Glauben dar? Wann beflügeln sie den Glauben und wo entstehen im Bildgebrauch fruchtbare Allianzen zwischen Kirche und Kultur?

So ist es notwendig, über Bilder in unserer Wirklichkeit nachzudenken, wie sie uns „bilden“ und wie wir mit einer reformatorischen „Bildung“ und „Bindung“ an die Schrift eine je eigene Freiheit gewinnen können.

## **2. Themenjahr der EKD: Bild und Bibel**

Innerhalb der Reformationsdekade führt uns das diesjährige Themenjahr der EKD „Reformation-Bild und Bibel“ in die kritische Reflexion einer Wirklichkeit, in der wir uns auch heute immer schon befinden. Der Glaube, der sich an die biblische Botschaft gebunden weiß, hat sich in der Welt der Bilder, der Unmittelbarkeit der Eindrücke, der so gezeigten (angeblichen) Realität der Welt, zurechtzufinden.

Auch wenn die Erinnerung an Lucas Cranach d.J. (der im Oktober 1515 – also vor 500 Jahren – geboren wurde) und dessen reformatorisches Bildprogramm, sicher ein Auslöser des Jahresthemas war, so kann und darf eine Diskussion dieses Themas sich nicht in historischen Betrachtungen erschöpfen. Bild und Bibel sind jetzt gegenwärtig. Die Macht der Bilder ist um uns und in uns, manchmal auch die vordergründige Ohnmacht biblischer Worte, deren Vollmacht wir vielleicht erst später erfahren und erleben. Bilder, Worte und Erfahrungen der Vergangenheit kommen mit Bildern, Worten und Erfahrungen der Gegenwart ins Gespräch, um Bilder, Worte und Perspektiven für die Zukunft zu bekommen. Es sollte daher das Anliegen unserer Kirche sein, unsere angeblich unmittelbare – oft durch visuelle Erfahrungen vermittelte – Wirklichkeit in eine Begegnung mit der uns anvertrauten Wahrheit des biblischen Wortes zu bringen und dabei kritisch zu würdigen.

*Auf das Themenheft der Evangelischen Kirche in Deutschland zum kommenden Themenjahr sei dabei schon jetzt ausdrücklich hingewiesen. Viele Beiträge sind darin versammelt, die in je eigener Weise einen Zugang zu diesem Thema finden. Verschiedene Perspektiven leuchten auf. Ich kann mir gut vorstellen, dass dieses Themenheft in Kirchengemeinderatssitzungen, in Pfarrkonventen oder anderen möglichen Veranstaltungen als Grundlage für das Gespräch und den Austausch dienen kann. Ich verzichte aber in meinem Bericht darauf, dieses Heft nun meinerseits näher zu referieren oder zu diskutieren.*

Zur Verständigung: Zu den „Bildern“ der Gegenwart gehören viele aktuelle Bilder von Krieg und Frieden, Flucht und Vertreibung, Krankheit und Mangel, Sterben und Leben. Diese Themen können nicht abgeschaltet und ausgeblendet werden und werden im II. Teil ihr besonderes, aktuelles Gewicht erhalten.

### **Bilder in der digitalen Welt**

Wenn wir nun heute über die Macht und Bedeutung der Bilder sprechen, dann geht es nicht nur um die klassische Frage, was auf diesen Bildern zu sehen ist, sondern, wie sie unseren Alltag durchdringen. Wenn wir als Kirche nah bei den Menschen sein wollen, dann kann es

uns nicht gleichgültig sein, welche Medien wie den Alltag bestimmen. Es geht also um Bilder, die unseren Alltag prägen. Die Bilder auf den Smartphones, die Bilder im Internet. Nicht nur jüngeren Menschen erscheint es heute zunehmend selbstverständlich – Stichwort Facebook – Fotos von sich selbst weltweit zu verbreiten, über diese Bilder mit anderen Menschen in Kontakt zu treten und Alltäglichkeiten auszutauschen.

Mit dieser Kultur des permanenten „Bildrauschens“ wächst eine neue Generation der „digital natives“ längst auf. Inmitten dieser visuellen Kultur der ständigen Bildproduktion findet sich Kirche mit ihrem Verkündigungsanspruch wieder. Auch jenseits von Jugendwerk und Gemeinde ist dies eine enorme Herausforderung.

Deswegen hat sich die Evangelische Kirche in Deutschland auf ihrer Synode in Dresden (09. – 12.11. d.J.) das Thema „Kommunikation des Evangeliums in der digitalen Gesellschaft“ gegeben. Dort wurde in den Eröffnungsreferaten und Workshops in eindrucksvoller Weise gezeigt, in welcher Geschwindigkeit und mit welchen riesengroßen Auswirkungen die digitale Revolution voranschreitet. Wir können uns nicht mehr entscheiden, ob wir daran teilnehmen werden, sondern nur noch wie. Es geht auch nicht nur darum, wie „die Kirche“ ihre Botschaft technisch besser weiterreicht. Denn die Veränderungsprozesse haben auch vielfältige Veränderungen in der Kommunikationskultur und im Kommunikationsbewusstsein der Kirche zur Folge. Als kleines Beispiel für solche Veränderungen zitiere ich aus dem Impulsreferat von Christian Grethlein:

„Für die mit der Digitalisierung verbundene neue globale Situation sind die Kirchen grundsätzlich gut aufgestellt. Die Internationalität des Christentums ist in der digitalisierten Gesellschaft ein großes Gut. Doch wird dies durch die konfessionelle Zersplitterung weitgehend verdeckt. Es ist interessant, dass jedenfalls in der Rezeption der meisten Menschen die konfessionellen Unterschiede keine Rolle mehr spielen, sofern das Evangelium elektronisch kommuniziert wird.“<sup>1</sup>

Aber wie bewerten wir diese Allgegenwart der Bilder? Welche Bedeutung hat ihre Alltäglichkeit für unsere Verkündigung des Evangeliums? Die Ambivalenz der Digitalisierung ist bekannt. Von einem hilfreichen Werkzeug in der Informations- und Kommunikationsbewältigung ist es zu einem Überwältigtwerden durch „das Netz“ gekommen. Biblische Worte und Verheißungen können selbstverständlich auch digital weitergegeben werden und Christinnen und Christen sind teilweise hoch engagiert in den social media unterwegs. Ich denke dabei auch an Projekte wie das „Global Young Reformers Network“ des Lutherischen Weltbundes. Oder an die Andacht der Jugenddelegierten vor der Synode mit verschiedenen digitalen Kommunikationsformen.

Das biblische Wort „Nach Gottes Bild geschaffen“ (Epheser 4,24; nach der BasisBibel) mit seinen Bildern und Verheißungen soll uns immer wieder zum Innehalten bringen und auch verhindern, dass wir jeder Eigenlogik der digitalen Welt folgen und die kritischen Fragen

nicht mehr stellen. Allerdings muss bei uns ebenfalls die Bereitschaft bestehen, uns kritische Fragen stellen zu lassen. Mediale Umbrüche sind ja unserer Kirche nicht fremd. In der „Medienrevolution“ der Reformationszeit wurde das Wort der Bibel neu freigesetzt und „unter die Leute gebracht“. Eine neue Alphabetisierung des Glaubens nahm ihren Lauf.

Auch wir sind heute in einer Medien-Bilder-Digitalwelt in neuen Herausforderungen und Aufbrüchen. Bilder haben noch einmal eine ganz neue Kraft und Bedeutung entwickelt in einer Weise, die wir uns nicht hätten träumen lassen.

Das Thema dieses Jahres innerhalb der Reformationsdekade „Reformation – Bild und Bibel“ führt uns also nicht allein in einen Themenbereich, der lange zurückliegt und ausschließlich von akademischen und historischem Interesse ist, nicht in einen Themenbereich, der mit der Alltagswelt nichts zu tun hätte, sondern mitten in unsere Wirklichkeit hinein. Lassen Sie mich einige Traditionslinien skizzieren, damit wir besser erkennen, von wo aus unsere Kirche ihr Angebot an die Welt der Bilder unterbreitet. Ich nehme nun also eine Standortbestimmung vor.

### **3. Die Herausforderung der Bilder**

Bilder – vor allem im religiösen Zusammenhang – waren immer wieder einem Wechselspiel von tiefer Verehrung und heftiger Ablehnung ausgesetzt. Der Kampf gegen Bilder und Symbole, heilige Zeichen und Orte gehört nicht allein in die Erinnerung der christlichen Geschichte. Aber wir denken natürlich vor allem an die erbitterten Kämpfe im 7. und 8. Jahrhundert in der Ostkirche über die Rolle und Bedeutung der Bilder, wir denken an unsere Westkirche und den Bildersturm in manchen Orten und Augenblicken der Reformation. Und heute? – Wir erleben heute in unserer zeitgenössischen Gegenwart, wie terroristische Dschihadisten – ob in Mali, Afghanistan, Syrien oder dem Irak – Gräber von verehrten Glaubenslehrern und -zeugen zerstören, Buddha-Figuren sprengen und anderes kulturelle Erbe des Zweistromlandes vernichten, aber selbstverständlich auch Gotteshäuser anderer Glaubensrichtungen und Religionen. Das Phänomen des „Bildersturms“ durchzieht so könnte man sagen, die Menschheitsgeschichte. Symbole von Religionen wurden durch die siegreiche Religion zerstört oder neu interpretiert. So sind manche Kirchen im südwestdeutschen Raum Deutschlands an heidnischen Kultorten errichtet worden. In Andalusien wurden aus Moscheen Kirchen. Im osmanischen Reich aus Kirchen Moscheen. In neuen bebilderten IS-Phantasien weht der schwarze Kalifatsbanner auch über dem Petersplatz in Rom.

Man darf nicht verdrängen, dass im Bildersturm der Reformationszeit auch eine Fülle von Kunstwelten zerstört wurde und unwiederbringlich verloren ging. Dieser Satz stimmt auch dann, wenn historische Forschung das Ausmaß und den Ablauf des Bildersturmes mittlerweile deutlich zurückhaltender interpretiert.

*Eine Erinnerung für uns in Württemberg, auch wenn die Reichsstädte damals nicht zu Württemberg gehörten: So gab es im Sommer 1531 Ausschreitungen im Ulmer Münster: Beide Kirchenorgeln und 60 Altäre wurden in umliegende Dorfkirchen gebracht oder gar zerstört. Es gab einen Bildersturm in Reutlingen 1531, auch der Hochaltar in der Tübinger Stiftskirche wurde 1536 zerstört. Die Frage nach dem Bilderverbot spaltete Württemberg.* Bilder? Wie ist das mit dem Bild? Schreibt es nicht fest, was offen bleiben muss? Verführt es nicht dazu, mehr in ihm zu sehen als – ein Bild? Dieser Vorbehalt, verbunden mit der Angst vor der Macht der Bilder, gab vor 475 Jahren den Anstoß zum „Uracher Götzentag“. Zu Beginn der Reformation im Herzogtum Württemberg diskutierten Theologen und Juristen auf einem Symposium vor dem Hintergrund des biblischen Bilderverbots, ob es in der protestantischen Kirche Bilder geben soll und geben darf, mit dem Ergebnis damals: „Bilderdienst ist Götzendienst“.

Um 1540, demnach wenige Jahre nach dem „Uracher Götzentag“, wurden allerdings *auch in Württemberg* Altäre wie der „Mömpelgarder Altar“ und „Gothaer Altar“ in Auftrag gegeben. Charakteristisch für die beiden Tafelwerke ist jeweils die Verbindung eines Einzelbildes mit dem vollständigen zugehörigen Bibeltext, der damit durch das Bild eine Visualisierung erfährt. Das Ganze kann man demnach als Buch, als große aufklappbare Bilderbibel verstehen.

Heute lautet die Frage nicht mehr, ob es in der Kirche Kunst geben darf, sondern in welchem Verhältnis sich die Kirche zur Kunst entwirft. Denn Glaube äußert sich stets in kulturellen Ausdrucksformen. Die Gegenwartskunst in ihren autonomen Äußerungen ist für die Kirche als Gestalterin von Kultur eine unverzichtbare und willkommene Dialogpartnerin geworden, wo es um die Wahrnehmung und Deutung der Wirklichkeit geht und die Frage des rechten Handelns. Die Kirche teilt mit der Kunst den kritischen Umgang mit der heutigen Bilderflut sowie die geschärfte Aufmerksamkeit für das, was in der Welt vorgeht und die Menschen bewegt. Ich komme darauf später in meinem Bischofsbericht zurück. Mir liegt die Wertschätzung der Kunst sehr am Herzen.

Aber nun zur theologischen Verständigung: All dieses Ringen um die Bilder in den Kirchen hat natürlich seinen ersten Anhalt im biblischen Bilderverbot. Wem fällt nicht die Geschichte vom „Goldenen Kalb“ ein (2. Mose 32). Zum anderen war sich gerade Luther sicher, dass die Bilder den Glauben auch fördern können. Die Grundfrage ist ja bis heute, welche anschaulichen, stofflichen oder auch symbolischen Mittel benötigt werden, um den Glauben an Gott wach und lebendig zu halten ohne ihn durch diese Mittel zu verfälschen. Alle Formen, Konzeptionen und Techniken stehen in der Reformationszeit auf dem Prüfstand, wir sehen das gerade an dem Streit ums Abendmahl. In der **reformatorischen Theologie** wurde zwischen den verschiedenen Richtungen heftig diskutiert, in welchem Verhältnis Bild und Wort sich befinden sollten.

Ich will zwei Dinge in diesem Zusammenhang besonders herausstreichen: Zu der unaufgebbaren württembergischen Tradition gehört es im Sinne Luthers, der Bibel ganz und gar zu vertrauen, aber bei ihrer Lektüre vor allem nach dem zu fragen, was „Christum treibet“. Daher wandte sich Luther gegen die radikale Position eines totalen Bilderverbots als letztlich unbiblisch im Sinne des ganzen Kanons. Zum anderen waren sich alle Reformatoren einig, dass in keinem noch so großartigen und tief sinnigen Bild die göttliche Gegenwart selbst fassbar ist. Beide Einsichten haben wir selbstbewusst und klar auch in der ökumenischen Debatte ums Bild einzubringen.

So also zeigt sich in der evangelischen Liebe am Wort Gottes eine Wertschätzung der Bilder, aber eben auch eine Beschränkung ihrer Macht. Die Wahrheitsmomente der Bilderkritik sind da zu sehen, wo sich das Bild selbst in die unmittelbare Wirklichkeit stellt und einen Platz beansprucht, der ihm nicht zukommt.

Die biblische Botschaft ist also zum einen bilderkritisch, zum anderen verwendet sie selbst viele Bilder. Sie ist es zunächst einmal durch die Notwendigkeit, sie als Botschaft des Wortes zu verstehen. Wo das Bild im Sehen unmittelbar wirkt, erschließt sich die Wirkung der Bibel erst im Hören, Lesen und Verstehen. Wir werden als christliche Kirche in dieses Verstehen in jeder Bibelstunde in jedem Unterricht, in jeden Gottesdienst eingeladen. Wir lesen und hören und verstehen diese Botschaft als kritische Instanz zu unserem unmittelbaren Erleben, Sehen, Empfinden. Die biblische Botschaft verhindert, dass wir in der Unmittelbarkeit untergehen, oder uns leiten lassen. Insofern hat das biblische Wort etwas mit der vermittelten Wirklichkeit zu tun. Die Ideologien, Diktaturen in Vergangenheit und Gegenwart haben oft mit dem gefälschten Pathos der Bilder ihrer Interessen Menschen in ihren Bann geschlagen. Die Bibel will uns davor bewahren, auch in ihrer kritischen Distanz zu vorschnellen Unmittelbarkeit und Bildern. Sola scriptura meint also auch: nicht mit unseren selbst entworfenen Projektionen und Bildwelten die Wirklichkeit erschließen, sondern sie uns erschließen lassen. Der reformatorische Umgang mit der Schrift kann also ein kritisches Potenzial gegen Ideologien und Vereinnahmungen bilden.

### **3.2 Glaubensbilder, Bild und Kunst**

Die Überlegungen zu Bild und Glaube führen uns nicht weg aus der Wirklichkeit dieser Tage, sondern mitten hinein, das habe ich schon zu Beginn unterstrichen. Wir sagen als Kirche und ich betone dies gerade in diesen Tagen: Das Leiden dieser Welt muss sichtbar bleiben. So schwer die Bilder oft erträglich sind. Wir dürfen sie nicht verleugnen. Die Bilder des Leidens treffen uns in der Mitte unseres Glaubens.

#### **3.2 a Persönliches Bilderlebnis eines Kreuzigungsbildes**

Als kleiner Junge durfte ich mit meinem Vater einen großen Ausflug machen. Von Darmstadt ging es ins Elsass nach Colmar. Dort wurde ich vor den Altar von Matthias Grünewald geführt. Mich beeindruckte und bedrückte das gewaltige Gemälde sehr. Der fast erdfarbene Leib des gekreuzigten Christus: eine Szene in alleinstehender Eindrücklichkeit.

Ich komme nicht aus einem Theologenhaushalt. Aber ich weiß: In vielen Pfarrhäusern einer bestimmten Generation hing dieses Bild in größerer oder kleinerer Reproduktion. Jenes gewaltige Bild, das später auch bei verschiedenen Theologen gedeutet wird. Auf meinem Schreibtisch steht ein Kreuz mit dem Corpus des Schmerzensmannes, das ich in Afrika in meiner Studienzeit bekommen habe. Es ist ein Bild, hinter dem die erschließende Wirklichkeitsbeschreibung des Evangeliums steht. Dieses Bild erinnert mich an diese Wirklichkeitserschließung und ermöglicht mir einen neuen Blick auf die Bilder und die Wirklichkeit dieser Welt.

Das Leiden der Menschen, die Grausamkeiten, die nicht aushaltbaren Bilder sind damit nicht ausgestrichen oder relativiert.

Die Kräfte des Widerstehens gegen Gewalt, Ungerechtigkeit, Krieg und Tod werden dadurch nicht gelähmt – im Gegenteil, sie werden aktiviert. Im Kreuzesgeschehen erkennt der christliche Glaube einen Wendepunkt im Gottes- und im Weltverhältnis.

Gott setzt sich in seinem Sohn der Gewaltbereitschaft der Menschen aus, das hat Folgen: Ob auf der Flucht vor den Häschern des Gewaltherrschers und Kindermörders Herodes, ob als Verräter und unschuldig gefolterter, ob als der am Schandmal des Kreuzes hingerichteter: Gottes Wirklichkeit ist hineingewoben in die Wirklichkeit dieser Welt. Sein Bild prägt sich in die Realität des Leidens ein und wird von ihr geprägt. Er lädt sich das ganze Elend der Schuld, des Leidens auf die Schultern, um es wirksam zu unterbrechen. Die Freiheit des Auferstandenen zeigt, dass das Leiden, Verbrechen, Ohnmacht, Hass und Brutalität nicht die letzte Deutungswirklichkeit haben und nicht die Herren der Realität sind. Das Bild vom gekreuzigten Jesus von Nazareth und das Bekenntnis vom auferstandenen Christus ergeben die Wahrheit des christlichen Glaubens, der zur Wahrheit dessen wird, was die Welt im Innersten zusammenhält.

### **3.2 b Neue Zugänge zu Bild und Kunst**

Schon seit Jahrtausenden suchen Menschen nach Bildern, die sie aus sich heraussetzen, das eigene Leben zu verstehen, zu deuten oder zu sichern. *Wer an die frühen Höhlenmalereien z.B. in Südfrankreich denkt, in denen Jagdtiere abgebildet werden, bis hin zu den Pop-Bildern eines Andy Warhol, oder der fotografischen Camouflage eines Gerhard Richter, erkennt Bildversuche, die eigentliche Alltäglichkeit „aus sich herauszusetzen“ um sie wieder „einholen“ und sichern zu können. Aber auch sonst umgibt uns eine visuelle Kultur*

*ohne Beispiel. Ähnlich wie wir uns nicht mehr den Funksignalen jedweder Art entziehen können, so können wir das auch nichtmehr der visuellen Lebenswelt.*

Der christliche Glaube verneint diese Bilderflut nicht einfach, aber er erschließt sie neu und lehrt sie, auf die Wirklichkeit Gottes hin zu lesen. Dies aufnehmend und weiterführend kann dann auch gesagt werden: Den Glauben und die Kunst zeichnet ein besonderes Beziehungsverhältnis aus. Kunst weist über sich selbst hinaus und transzendiert unsere Wirklichkeit. Sie kann auf unseren Glauben verweisen, ohne sich selber mit dem Gegenstand unseres Glaubens zu verwechseln.

*Die Kunst kann - so wie religiöse Praxis sich der Erfahrung des Unverfügbaren öffnet – auch auf Transzendentes hin ausgerichtet sein. Künstlerinnen und Künstler begegnen uns mit ihren ganz individuellen Entwürfen und Sichtweisen, dafür stehen sie aber auch ein mit ihrer ganzen Person. Diese Eigenheit, diese Individualität ist dann eben nicht immer gleich einzuholen und anzuwenden in Bekenntnisse und Gemeinschaftsformen, wie wir sie in der Kirche kennen und gewohnt sind. Darin liegt nun eben auch viel von der Irritation, manchmal Provokation, mit der uns Kunst begegnen kann. Doch in einem Raum christlicher Freiheit soll dies durchaus seinen Platz haben können.*

Dass wir in unserer Landeskirche neue Zugänge zum Bild, zur Kunst suchen, mag auch die Tatsache belegen, dass wir 2012 den 1. Kunstpreis der Landeskirche vergeben haben. Ich verweise auch auf ein Projekt unseres Pädagogisch-Theologischen Zentrums (ptz) mit Partnern der römisch-katholischen Kirche und der Erzdiözese Vad, Feleac und Cluj. Verabredet ist, dass jeweils aus orthodoxer, römisch-katholischer und evangelischer Sicht ein Beitrag entsteht zum jeweiligen Zugang zu und Umgang mit Bildern und den damit verbundenen beziehungsweise dahinter stehenden Vorstellungen und inneren Bildern. Als Projektabschluss ist ein Symposium bzw. Forum in Stuttgart (ptz) vorgesehen. Zudem soll es 2015 eine Reise mit einigen Religionslehrkräften nach Cluj geben, bei dem es auch zu einem Austausch mit dortigen Religionslehrkräften kommt.

### **3.3 Bild und Bibel**

Der Umgang mit der visuellen Kultur unserer Zeit ist für viele Menschen in unseren Gemeinden eine große Belastung. Die Bilder des Schreckens bleiben in den Köpfen hängen. Es sind Bilder der Gewalt, die uns durch die Medien vermittelt werden. Andererseits gibt uns der christliche Glaube Anlass zur Hoffnung. Er lässt Hoffnungsbilder entstehen. Denn zugleich lieben und brauchen wir Menschen die Bilder. Ich denke an die Bilder in der alten Kinderbibel von Kees de Kort, der in wenigen Wochen seinen achzigsten Geburtstag feiern wird, und den ich an dieser Stelle herzlich grüße. Viele Kinder, viele Familien, viele Gemeinden hatten und haben ihre Freude an den ausdrucksstarken Bildern und Gesichtern seiner Kinderbibel!

Wir kennen weitere Hoffnungsbilder: Es ist ein Foto von der Taufe eines Enkelkindes, das Mut macht, an die Zukunft der Kirche zu glauben. Es ist das Bild, das in der alten Dorfkirche auch von der letzten Bankreihe aus am Altar sichtbar ist. Bilder sind Teil unseres Lebens.

Luthers Kritik an den Bildern zielte bekanntlich auf ihre Macht und Absolutsetzung.

Gleichzeitig hat vor allem die lutherische Tradition Bilder benötigt und gewürdigt, sofern sie der Konzentration auf Christus dienten. Wir können als Kirche des Wortes, übrigens auch aus ökumenischer Verbundenheit, neu mit Bildern und Symbolen umgehen. Sie können unserem Glauben Ausdruck geben und zugleich helfen, uns auf das einzulassen, was die Bilder dieser Welt zeigen.

Wir machen uns Bilder von Gott und dem anderen Menschen. Wir machen uns Bilder dieser Welt. Wir leben manchmal in unseren Bildern aneinander vorbei. Viele Menschen in diesen Tagen haben Bilder von Kirche in sich und sind enttäuscht, wenn die gesehene Wirklichkeit nicht der eigenen Bildwelt entspricht.

In den drei Bischofsberichten des Jahres 2010 habe ich bereits über das Thema „Bild von Kirche“ gesprochen. Anhand der biblischen Geschichte von den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus habe ich Zukunftsbilder entworfen. Ziel dieser Ausführungen war, die Gaben und Begabungen aufzuzeigen, mit denen wir als Landeskirche gemeinsam unterwegs sind. Mir ist es wichtig, die Hoffnungsbilder der Bibel in den Vordergrund zu rücken. Auf der dunklen Folie der Alltagsbilder, der Bilder des Leids und der Gewalt, zeugen sie von der christlichen Botschaft.

Die *Bibel* spricht vom Unaussprechlichen in Bildern. Wir lieben daher die Psalmen: Gott als „mein Fels und meine Burg“ (Psalm 31), Gott ist wie eine Mutter (Psalm 131).

Zur Veranschaulichung seiner Botschaft spricht Jesus in Gleichnissen. Er verwendet darin Bilder zur Veranschaulichung seiner Vorstellung vom Reich Gottes. Herausgreifen will ich das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Jesus verwendet dieses Gleichnis, um zu veranschaulichen, was er unter Barmherzigkeit versteht: *„Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte er ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr ausgibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.“* (Lukas 10,34-35)

In dieser letzten Woche des Kirchenjahres Woche beschäftigt uns in vielen Gottesdiensten ein weiteres Gleichnis: „Vom Weltgericht“. Darin stellt Jesus die Grundlagen christlichen Handelns im Licht der Nächstenliebe dar: *„Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich*

*gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen.“ (Matthäus 25,35-36)*

Die Bibel macht uns auf diese Weise deutlich, was auch unser Auftrag heute ist: Das Evangelium in der Weise zu verkündigen, dass es an die Menschen herantritt.

Drei Beispiele für starke Hoffnungsbilder der Bibel will ich Ihnen darüber hinaus vor Augen malen:

Da ist zunächst die **Erzählung von der Durchquerung des Schilfmeers** (2. Mose 12-14).

Auf dem Weg der Israeliten heraus aus der Knechtschaft begleitet sie am Tag eine Wolkensäule und eine Feuersäule in der Nacht. Auf besondere Weise fühlen sich die Israeliten von Gott beschützt und bewahrt. Dafür stehen die Bilder des Geführt-Seins. Zum zweiten will ich die **Emmaus-Geschichte** aufscheinen lassen (Lukas 24,13-34). Die Jünger erkennen den auferstandenen Christus zuerst nicht: „Und ihre Augen wurden gehalten.“ In der Weise, wie er das Brot bricht und es segnet, ist er ihnen plötzlich offenbar. In der sprechenden Anwesenheit einer Geste, die uns bis heute mit den Jüngern verbindet. Gott ist Menschen oft näher als sie denken, gerade in ihrer Trauer.

Dafür stehen die Bilder von Ostern.

Schließlich, drittens, erinnere ich an das **Bild vom himmlischen Jerusalem** (Offenbarung 21). Auch dies ist ein Bibeltext, der uns am Ende des Kirchenjahres besonders präsent ist. Das Bild von einem „neuen Himmel und einer neuen Erde“ lässt die Hoffnung über dieses Leben hinaus aufscheinen. Sie eröffnet den Horizont zu einem Leben jenseits allen Leids und aller Schmerzen. Dann, so das Bild, wird alles gut sein. Nichts Trennendes wird an die prächtige Stadt herandringen, und Gott selbst wird hier sein. Ja, es braucht keinen Tempel mehr, denn Gott ist in ihr allgegenwärtig. Dafür stehen die Bilder vom neuen Jerusalem. Diese Bilder sind Teil des kulturellen Gedächtnisses. Sie haben Kraft, neue, auch innere Räume zu erschließen und geprägte Räume des Glaubens wie besonders unsere Kirchenräume immer neu zu erschließen. Das zeigt sich in der Exodustradition, der Auferstehung und dem himmlischen, endzeitlichen Jerusalem.

## Aktuelles

### **„Nach Gottes Bild geschaffen“**

In diesem Jahr erscheint es mir besonders notwendig einige aktuelle Berichte und Überlegungen nun in einem B-Teil anzufügen. Auch darin geht es um Bilder von Menschen, seiner Berufung und Würde.

Mit einem Bild aus einem Flüchtlingslager begann ich den Bericht. In besonderer Weise bewegt uns das Geschehen im Nahen Osten. Der unvorstellbar grausame Kampf des IS raubt zahllosen Menschen unterschiedlicher Religionen die Heimat und vielfach das Leben. Bei uns kommt dieser Kampf zunächst durch die Bilder in den Medien an. Dann aber auch durch die Menschen, die geflohen und zu uns gekommen sind. Mit ihnen suchen auch Menschen aus Afrika den Weg nach Europa. Auch sie wollen ihr Leben retten, vor der Terror-Organisation Boko Haram in Nigeria zum Beispiel oder auch vor Hunger, Armut und Krankheit in anderen Ländern. Hinzu kommen andere, die eine bessere Zukunft suchen. Ich bin Ministerpräsident Kretschmann dankbar, dass er im Oktober zu einem Flüchtlingsgipfel eingeladen hat. Es war gut, dass hier viele Akteure und Verantwortliche an einem Tisch saßen. Dabei habe ich die Bildung eines breiten Bündnisses für Flüchtlinge angeregt. Wir haben es, so ist mein Eindruck, in Baden-Württemberg geschafft, dass die verschiedenen Institutionen und gesellschaftlichen Gruppen ihre Kräfte gut bündeln. Das Thema ist bisher nicht zum Streitpunkt unter den politischen Parteien geworden – und das ist gut so und ich hoffe sehr, dass es so bleibt. Wir schaffen diese Aufgabe nur mit vereinten Kräften. Auch die Kirchen und ihre Diakonie werden ihren Teil beitragen, was sie übrigens auch schon in der Vergangenheit getan haben.

In diesem Bündnis ist es wichtig, dass sich alle mit einem doppelten Ziel zusammenschließen: zum einen mit dem Ziel, den zu uns kommenden Frauen, Männern und Kindern das zur Verfügung zu stellen, was sie für eine Teilhabe an unserer Gesellschaft brauchen. Zum andern die bereits existierende Willkommenskultur in unserer Gesellschaft abzusichern und auszubauen. Das jedenfalls vermerke ich mit Anerkennung: dass in unserem Land – von Ausnahmen abgesehen – die Not der Menschen aus Syrien, dem Irak und woher auch immer sonst gesehen und ihnen mit Offenheit sowie vorbildlicher Hilfsbereitschaft begegnet wird. Es ist wichtig, dass das so bleibt, wenn die Mühen des Alltags kommen.

An dieser Stelle danke ich besonders den Kirchengemeinden, Kirchenbezirken und unserer Diakonie die sich bisher in besonderer Weise für Flüchtlinge engagiert haben, auch den Flüchtlingsdiakonen und allen, die mit Beratungen geholfen haben. Die Landessynode hat mir sehr schnell durch Präsidium, Finanzausschuss und Ausschussvorsitzende signalisiert, dass ich bei der Zusage einer Erhöhung unserer Mittel mit der Rückendeckung durch die Synode rechnen kann. Dafür danke ich herzlich. Hilfe für Menschen auf der Flucht ist für uns

nicht nur eine humanitäre Herausforderung. Es ist unser biblischer Auftrag. In Jesaja 58,7 ist uns gesagt: „Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus!“

Wir sind übereingekommen, zusätzlich 2,145 Millionen Euro aus Kirchensteuermitteln für Hilfsmaßnahmen für Flüchtlinge bereitzustellen. Das ist pro Mitglied unserer Landeskirche ein Euro. Damit wollen wir sinnbildlich zum Ausdruck bringen, dass die Hilfe für Flüchtlinge auch in der Landeskirche als Gemeinschaftsaufgabe gesehen und von allen mitgetragen wird. Ich freue mich besonders, dass die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg/Schlesische Oberlausitz unsere Idee aufgenommen hat (Bischof Dr. Dröge hat mich dazu befragt) und ihrerseits nach dem 1-Euro-Prinzip 1 Million zur Verfügung stellt. Übrigens: Natürlich brauchen Flüchtlinge vor allem ein Dach über dem Kopf. Das wissen auch unsere Kirchenbezirke, Kirchengemeinden und Kirchenmitglieder und stellen bereits jetzt Wohnraum zur Verfügung. Wir ermutigen sie dazu, ihre diesbezüglichen Anstrengungen zu verstärken, und stehen ihnen dabei mit Rat und Tat zur Seite. Denn auch dazu sind die zusätzlichen Mittel da: denen, die helfen wollen, selber die nötige Hilfe zukommen zu lassen. Natürlich ist Geld nicht alles. Aber wenn mit diesem zusätzlichen Betrag das Netzwerk für Flüchtlinge hier und in den Herkunftsländern noch engmaschiger geknüpft werden kann, ist jeder Euro gut angelegt – als Hilfe auch im Sinne Jesu: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Matthäus 25,40)

Die Menschen, die als Flüchtlinge zu uns kommen, werden in unseren Kirchengemeinden zunächst Zufluchtsorte finden. Dann aber Wohnorte und schließlich Lebensorte. Kirchengemeinden als Orte gelebter Gemeinschaft haben vielfältige Gelegenheiten, dabei unterstützend zu wirken. Es ist besonders wichtig, den Blick auf die Gaben, die Möglichkeiten und Potenziale zu richten, die Flüchtlinge mitbringen. Die Potenziale der Flüchtlinge wollen wir mit den Potenzialen im Gemeinwesen zusammendenken. Flüchtlinge sollen sich von Anfang an in die Gesellschaft einbringen können. „Flüchtlingspolitik stärkt die Stärken der Flüchtlinge“ wie es Heribert Prantl formuliert hat. (Süddeutsche Zeitung vom 31.10.2014, S. 49)

*Kirche und Diakonie können Flüchtlinge in Praktika und Freiwilligen Diensten vermitteln. Sie haben gute Kontakte im Bereich von Ausbildungen, auch in diakonische Trägerschaft. Asylsuchende und Flüchtlinge können sie auf dem Weg in den Arbeitsmarkt, in geringfügige Beschäftigung oder bürgerschaftliches Engagement begleiten. Als Mentoren und Mentorinnen hierbei sind länger hier lebende Flüchtlinge gut geeignet und eingesetzt. Immer geht es dabei um „Hilfe zur Selbsthilfe“.*

Das Elend der Flüchtlinge hat noch eine andere Seite. Wir erleben gerade die historische Zäsur, dass das christliche Leben in weiten Teilen seiner Herkunftsorte zum Erlöschen gebracht wird. Am 24. April 2015 wird des Genozids an den Armeniern 1915 an einem

Trauertag gedacht. Umso perverser, dass gerade in diesen Tagen die Gedächtniskirche in Deir Al-Zor (Syrien) vom IS gesprengt wurde. Wir müssen heute sehen, dass Kirchen der syrischen Christen zerstört und ihre Gemeinden vernichtet werden.

Wir beklagen das vor Gott und den Menschen. Und ich frage uns, ob wir zu wenig getan haben, dass es so weit kommen konnte. Nicht immer waren wir uns in der Bewertung der Verfolgung unserer Schwestern und Brüder so einig wie in diesen Tagen.

Insgesamt wird uns die Aufgabe der Flüchtlingshilfe und die damit zusammenhängenden Frage- und Aufgabenfelder uns noch länger beschäftigen. Die Evangelische Konferenz für Diakonie und Entwicklung hat hierzu eine umfangreiche Erklärung abgegeben<sup>2</sup>, der sich auch die EKD-Synode angeschlossen hat. Aber auch die durchaus provozierenden Fragen des Innenministers und evangelischen Christen, Thomas de Maizère, die Diskussion über das Kirchenasyl, die Fragen der Abschiebungen werden uns auch als Kirche fordern. Ich bitte hier die Verantwortlichen, dass die Sorge um die Menschen im Mittelpunkt steht.

Im Anschluss an die EKD-Synode habe ich an dem sogenannten „**Meeting of Officers**“ (früher Exekutiv Ausschuss) des **Lutherischen Weltbundes** im slowenischen Ljubljana teilgenommen. Da der Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes im Verlauf unserer Synodentagung noch ein Grußwort sprechen möchte, verzichte ich auf einen Bericht und eine umfangreiche Würdigung. Aber einen Punkt aus dem Bericht des Vizepräsidenten für Afrika, Bischof Alex Malasusa will ich herausgreifen: Die Ebola-Epidemie. Das Ausbreiten der **Ebola-Epidemie** verbreitet Furcht und hat auch in Afrika neue Konsequenzen der Kontrolle und des Misstrauens hervorgebracht. Dennoch bleiben die Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbundes in engem Kontakt und Austausch mit ihren Kirchen in Westafrika. Die afrikanischen Kirchen haben einen Sonntag des Gebets und der Kollekte ausgerufen. Ich möchte an dieser Stelle aber auch die Arbeit des DIFÄM und des Paul-Lechler-Krankenhauses hervorheben. Hier bemüht man sich um entsprechende Kontakte und Hilfe. Stellvertretend vielen Dank an Frau Dr. Schneider, die die Menschen vor Ort besucht hat und sich selbst in Gefahren begeben hat. Hier wird deutlich: Wir sind Glieder am einen Leib Jesu Christi und einander verbunden.

*Einen anderen Krisenpunkt nenne ich ebenfalls, weil ich weiß, dass einige in unserer Kirche hier sehr engagiert sind. Die Situation im Südsudan hat sich drastisch verschlechtert. Wie hoffnungsvoll waren manche 2011, dass ein unabhängiger, von Christen bewohnter Südsudan neue hoffnungsvolle Perspektiven eröffnen kann. In der Zwischenzeit ist die Situation verheerend. Eine seltsame Mischung von Stammes- und politischen Auseinandersetzungen zeigt schwere Folgen. Internationale Hilfsorganisationen mussten ihre Kräfte zurückziehen. Leider sind auch die Kirchen involviert und leisten keinen Beitrag zum Brückenbauen. So leiden auch hier Menschen schrecklich, ohne dass die Weltöffentlichkeit sie im Blick hat. Vielleicht auch, weil die Bilder fehlen.*

### **„Nach Gottes Bild geschaffen“**

Am 13. November 2014 wurde eine erste Sondierungsdebatte zu Fragen der **Sterbehilfe** im Bundestag geführt, die in ihrer Ernsthaftigkeit viele Beobachter beeindruckt hat. Gleichzeitig hat sich auch die EKD-Synode damit befasst. Dabei werden grundlegende Fragen von Religion und Glauben berührt. Denn die Frage nach den Umständen des menschlichen Sterbens betrifft unmittelbar die Frage nach Würde und Gottebenbildlichkeit des Menschen, jedes menschlichen Lebens (1. Mose 1,27).

In den letzten Monaten ist das Thema Sterbehilfe wieder medial und gesellschaftlich in den Vordergrund getreten. Wieder werden die Argumente ausgetauscht, persönliche Erfahrungsberichte abgegeben, Ärzte befragt, über Gewissensentscheide und kirchliche Stellungnahmen erwartet. Ich erinnere mich, dass ich vor bald zehn Jahren, kurz nach meiner Wahl, in einem Interview ebenfalls zu diesem Thema befragt wurde. Ein sehr spektakulärer Fall in den USA hatte die Menschen aufgewühlt. Ich war damals gegen assistierten Suizid und ich bin es heute noch, auch wenn mir einige Grenzsituationen menschlichen Lebens und Leidens vor Augen stehen. Auch in dieser Debatte werden in der Diskussion Bilder eingesetzt, um die eigene Argumentation zu unterstützen.

Kein Zweifel besteht, dass mit dem menschliche Sterben in unserer Gesellschaft unter anderem angesichts zunehmender medizinisch-technischer Möglichkeiten vielfältige Fragen, Ängste und Wünsche verbunden sind. Viele Menschen bewegt die Vorstellung, einmal dement zu werden und die eigene Persönlichkeit zu verlieren, nicht mehr man selbst zu sein. Oder: ganz und gar abhängig von anderen Menschen leben zu müssen oder auch nur noch von medizinischen Geräten am Leben gehalten zu werden, voller Schmerzen und allein leben und sterben zu müssen. So sehen Befürchtungen aus, die mit der Frage nach aktiver Sterbehilfe verbunden sind.

Das Thema der menschlichen Selbstbestimmung wird immer wieder genannt.

Selbstbestimmt leben und in der Konsequenz dann auch selbstbestimmt sterben zu können, erscheint vielen heutigen Menschen erstrebenswert. Aber – wie es der evangelische Ethiker Peter Dabrock formuliert: „Wir können den Tod nicht kontrollieren – auch nicht durch den Suizid“ und anzufügen ist zudem, was für eine Vorstellung von „Selbstbestimmung“ in dieser ganzen Debatte vorausgesetzt wird. Dabrock plädiert in diesem Zusammenhang für „ein alternatives Selbstbestimmungskonzept“. Selbstbestimmung – auch für die Schwachen und Gebrechlichen, denen zwar nur (noch) begrenzte Mittel zur Verfügung stehen, die aber in der Regel sehr wohl noch Vorstellungen von einem selbstbestimmten Leben haben.

*„Selbstbestimmung würde dann bedeuten, was sich die meisten Menschen im Tiefsten wünschen: Autonom ist, wer in tragende Beziehungs- und Fürsorgestrukturen eingebunden ist. Autonom ist, wer zulassen kann, dass Passivität, Nicht-mehr-Können und Gebrechen*

*integrale Momente der würdevollen Bestimmung des eigenen Selbst sind.“ (Zitate aus SZ 23./24.08.2014). Hinzuzufügen ist, was der Palliativmediziner Gian Domenico Borasio in der TAZ vom 6.10.2014 angesprochen hat: „Die Erfahrungen in der Palliativbegleitung zeigen, dass es zu kurz gegriffen und zudem realitätsfremd ist, wenn man die Autonomiedebatte auf die Selbstbestimmung des Todeszeitpunktes reduziert. [...] Viel wichtiger ist es für die meisten Menschen, ob ihr Leben in der Rückschau einen Sinn ergibt [...], ob qualvolle Symptome vermieden werden können und wie es den Angehörigen nach dem eigenen Tod gehen wird.“*

Angesichts all dessen scheint es mir wichtig, in Erinnerung zu rufen, dass menschenwürdiges, würdevolles Leben und Sterben nicht an einem selbst festgelegten Todeszeitpunkt hängt. Viel wichtiger sind da doch tragende Beziehungen, eine gute Palliativversorgung für ein schmerzfreies Leben, und nicht zuletzt wohl auch das Ausschöpfen der eigenen Lebenszeit, die gerade am Lebensende vielleicht noch entscheidende Erfahrungen mit sich bringt und einen vertieften Sinn des eigenen Lebens erschließen kann. – Denn zu unserem menschlichen Leben gehört eben nicht nur die aktive Seite, das Machen und Agieren und Bestimmen. Zu unserem menschlichen Leben gehört ganz wesentlich auch die passive Seite, das Empfangen und sich im Abhängig-Sein Getragen-Wissen. Hier ist ein großes Aufgabenfeld unserer Kirche, unserer Gemeinden: Begleiten, Beraten, Helfen, Gemeinschaft ermöglichen.

Menschliches Leben existiert nicht für sich allein. Menschliches Leben ist immer bezogen und weist über sich selbst hinaus – auf andere Menschen und auf Gott. Und auch die Gottebenbildlichkeit und Würde des Menschen zeichnet nach unserem christlichen Verständnis ja gerade dies aus, dass sie von Gott gegeben ist. Selbstbestimmung ist, daran gemessen, eher eine Selbstermächtigung des Menschen: dort einzugreifen, wo es allein Gott zusteht. So ist die Würde des Menschen Geschenk, unverdient, durch nichts von menschlicher Seite aus selbst zu erarbeiten und steht gerade deshalb ohne Vorbehalte jedem Menschen unveräußerlich und unverlierbar zu, auch dem Schwächsten und Gebrechlichsten.

In sozialetischer, in gesamtgesellschaftlicher Hinsicht darf es nicht der Regelfall sein oder werden, dass schwache, gebrechliche Menschen nach aktiver Sterbehilfe verlangen. Das Beispiel, das wir besonders aus den Niederlanden sehen, heißt uns sehr wachsam zu sein. Eine Regelung, die geschäftsmäßige oder organisierte Sterbehilfe erlauben würde, würde vielleicht einer geringen Zahl von Personen ein vermeintlich selbstbestimmtes Sterben ermöglichen. Die unausweichlichen Konsequenzen einer solchen Regelung wären m.E. aber fatal: über kurz oder lang würde der gesellschaftliche Druck entstehen, dass Menschen ab einem gewissen Grad der Gebrechlichkeit oder Abhängigkeit nicht mehr leben wollen sollten. Dieser gesellschaftliche Klimawandel wäre irreversibel.

Der Kirchentag im kommenden Jahr in Stuttgart hat sich eine Losung gegeben: „damit wir klug werden“ (Psalm 90,12). Voraus geht, Sie wissen es: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen“ Es ist die Unverfügbarkeit unseres Lebens und Sterbens, die unser Herz weise macht. Das gilt auch in dieser Debatte.

### **„Nach Gottes Bild geschaffen“**

Einen großen Sprung mute ich Ihnen schließlich zu: von einer existenziellen Frage hin zu den Überlegungen, welche Ordnung wir der Kirche geben. Die großen Aufgaben, die uns gestellt sind und die in diesem Bericht angesprochen worden sind brauchen eine Kirche, die für das Evangelium und die Menschen möglichst kräftig wirken kann. Soviel Beschäftigung mit unseren Strukturen wie nötig, aber so wenig wie möglich.

Die Frage der Stellung der württembergischen Landeskirche im Rahmen der Evangelischen Kirche in Deutschland beschäftigt uns schon seit längerem. Gerade im Zusammenhang der umfangreichen Gesprächsprozesse zum sogenannten Verbindungsmodell (also der engeren Zusammenarbeit von VELKD und UEK im Rahmen der EKD), ist uns deutlich geworden, dass die sogenannten ungebundenen Landeskirchen wie Oldenburg und Württemberg (ich nenne sie gern die „Blockfreien“) auf ihre Mitwirkungs- und Gestaltungsmöglichkeiten achten müssen. *Frau Rupp und ich sowie das Kollegium des Evangelischen Oberkirchenrats haben dies in den vergangenen Monaten und bei einem Gespräch mit dem Präsidenten des Kirchenamtes, Herrn Dr. Ulrich Anke, deutlich machen können. Auch bei der VELKD, UEK und EKD-Synode ist dies, so denke ich, aufgenommen worden. Immerhin sind es die Landeskirchen bzw. deren Synoden, die eine Grundordnungsänderung der EKD beschließen müssen.*

Die Evangelische Landeskirche in Württemberg ist eine von zwei evangelischen Landeskirchen in Deutschland, die keinem der beiden „Bünde“ UEK oder VELKD als Vollmitglied angehören. Dies hat historische Gründe, die ich nicht in der Breite darstellen will. Ich erinnere aber daran, dass der württembergische Landesbischof Theophil Wurm der erste Ratsvorsitzende nach dem Zweiten Weltkrieg war und es ihm schon damals ein hohes Anliegen war, eine Einheit der Evangelischen Kirche in Deutschland herbeizuführen, auch aufgrund der Erfahrungen in der Zeit des Dritten Reiches. Er war derjenige, der auch großen Einfluss auf die Verabschiedung der Grundordnung in Treysa 1948 nahm. Er stellte aber damals schon fest, dass sich alle Ordnungen daran messen lassen müssen, ob sie der Verkündigung des Wortes Gottes dienen oder nicht. Die Zielrichtung war also der Verkündigungsauftrag der Kirche, dem sich dann die Ordnungen nachbilden müssen. Kleine Anmerkung für die, die es nicht wissen: Für einige Jahre war die Kirchenkanzlei der EKD sogar in Württemberg!

Mit dieser Gründungsgeschichte vor Augen hat die Württembergische Landeskirche sich immer wieder bemüht, ihren Dienst an der Einheit der EKD zu tun. Das ging auch manchmal mit Spannung zu, aber sie hat nie den Beitritt zu einem der Bünde erwogen, weil sie selber immer einen Beitrag zur Einheit der EKD leisten will. Das geschah aber nicht aus einer Neutralität heraus – das zeigt der Beitritt zum Lutherischen Weltbund, bei dem sich die Württembergische Landeskirche seit Jahrzehnten personell, ideell und materiell engagiert.

Freilich ist zu beobachten, dass beim umfangreichen Klärungs- und Diskussionsprozess zum Verbindungsmodell manchmal der Eindruck entstehen konnte, die EKD bestehe nicht aus 20 Mitgliedskirchen, sondern sie atme aus zwei Lungenflügeln in ihrem ekklesiologischen Dasein, den beiden Lungenflügeln UEK und VELKD. Dieses „Atmen“ wirkt sich allerdings aus bis in bündnisproportionale Überlegungen bei Wahlen in kirchliche Leitungsgremien. Die Evangelische Landeskirche in Württemberg hat die bisherigen Formulierungen der Grundordnung zur ekklesiologischen Gestalt der EKD als durchaus ausreichend angesehen. Bei allem, was man liest und sieht, zeigt sich hier, dass diese ekklesiologische Gestalt jetzt schon gelebt wird. Dass wir das bisher als ausreichend ansahen, mag auch daran liegen, dass die Württembergische Landeskirche in ihrem eigenen Dasein in besondere Weise schon immer seit der Reformationszeit eine versöhnte Verschiedenheit gelebt hat und sich in dieser Vielfalt als Teil der einen Kirche Jesu Christi versteht. Wir sind eben eine oberdeutsche Form des Luthertums mit ganz eigenen liturgischen Prägungen, und wir haben die Gabe eingebracht – die wir auch in der EKD einbringen können –, dass wir als eine Volkskirche Teile des Pietismus immer wieder in unser kirchliches Dasein einbinden konnten. Deswegen ist die ekklesiologische Vielfalt immer das Programm in Württemberg. Dazu kommt, dass durch die Urwahl der Synode der Evangelischen Landeskirche Württemberg diese Vielfalt besonders sichtbar wird in den Gesprächskreisen der Württembergischen Landessynode.

Bei den Fragen des Kirche-Seins der EKD und des Verbindungsmodells sind in besonderer Weise die Kommunikationsprozesse zu beachten, die wir noch leisten müssen. Die Überlegungen einer EKD-Synode, einer VELKD-Generalsynode oder einer UEK-Vollversammlung müssen bei uns noch einmal argumentativ vollständig nachvollzogen werden können. Vor allem bei Grundordnungsveränderungen ist deutlich, dass die Landeskirchen das Wort und die Entscheidungsverantwortung zu tragen haben. Dies schien mir in den Argumentationen manchmal etwas unterbestimmt zu sein. Ich will ganz deutlich sagen: Ich werde mich konstruktiv dafür einsetzen, dass diese Perspektive bei uns gesehen wird. *Die Gestaltungskraft aller Landeskirchen ist in der Evangelischen Kirche in Deutschland notwendig. Als besonderes Argument für das Verbindungsmodell wurde die Aufgabe der EKD darin gesehen, dass gerade die Verschiedenheit der Kirchen im Geist der Einheit be-*

*gleitet wird und dass die konfessionell geprägten Kirchen in ihrer Verschiedenheit wahrgenommen werden.*

Ich danke ausdrücklich dafür, dass der Präsident des Kirchenamtes, Herr Anke, nach Württemberg in das Kollegium des Oberkirchenrates gekommen ist. Er hat die Überlegungen der Evangelischen Kirche in Deutschland erklärt und in diesem Gespräch eindeutig unterstrichen, dass an eine Gewichtsverschiebung zwischen EKD und Landeskirchen nicht gedacht ist.

Die nicht gebundenen Landeskirchen werden in Zukunft darauf achten, dass in Kommunikationsabläufen, Personalvorschlägen und Beteiligungsformen ihre Gestaltungskraft und ihre Möglichkeiten zum Ausdruck kommen können, damit nicht die – das wäre eine Ironie –, die in ihrer eigenen ekklesiologischen Gestalt seit mehreren Hundert Jahren an dem Einheitsmodell wirklich tragen, letztlich durch die atmenden beiden Bünde von Gemeinschaftsaufgaben ein Stück weit entbunden würden. Das darf nicht sein, und daran hätte niemand Interesse.

Wir wollen bis zur Überprüfung im weiteren Prozess die dritte Form institutionalisierten Kirche-Seins in der EKD leben und uns dabei mit voller Freude, Kraft und Engagement einbringen.“

### **„Nach Gottes Bild geschaffen“**

Diese Einsicht, diese Zusage will uns unser Leben lang begleiten; in unseren persönlichen Lebensläufen wie im Leben der Kirche in unserer Gesellschaft. Bild und Wort; Kapitel für Kapitel gehen wir in der Bild- und Wortwelt. Wenn sich in diesen Kapiteln immer wieder das Osterwort mit dem Osterlicht verbindet, dann wird es gut.

---

<sup>1</sup> [http://www.ekd.de/download/s14\\_iv\\_4\\_impulsreferat\\_grethlein.pdf](http://www.ekd.de/download/s14_iv_4_impulsreferat_grethlein.pdf)

<sup>2</sup> [http://www.diakonie.de/media/2014-10\\_16\\_Erklaerung-EWDE-Konferenz-Fluechtlinge.pdf](http://www.diakonie.de/media/2014-10_16_Erklaerung-EWDE-Konferenz-Fluechtlinge.pdf)